

Hohenstein-Ernstthaler Tageblatt

Amtsblatt.

Nr. 63.

Dienstag, den 18. März 1913.

Zweites Blatt.

Vor 100 Jahren.

17. März 1813.

Der König rief und alle — alle kamen. Ausruf: „An mein Volk“.

Friedrich Wilhelm der Dritte veröffentlichte in Breslau den folgenden Ausruf:

An mein Volk.

So wenig für mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Kriegs, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unerblickten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte meiner Untertanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgefogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Beräumung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sey, Preußen seine Abhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sah ich, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Krieg nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich! Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedentt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedentt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn unser Begehren ist groß, und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der wie so viele Beispiele lehret, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen segreichen Lohn gewähren. Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.

Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand: keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlös der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Willen werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glänzenden Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau, den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Der Ausruf, von dem Staatsrat Theodor von Hippel verfaßt, war von der mächtigsten Wirkung im Lande, und nun begannen recht eigentlich erst die Kämpfungen. Schleiermacher sagte in einer ergreifenden Predigt: durch diesen Ausruf sei man endlich zur Bahrheit und zum freien Handeln zurückgeführt.

Am gleichen Tage erfolgte ein ähnlicher Ausruf: „An mein Kriegsheer“. In Berlin zog am 17. Nord mit seinen Truppen ein — in der feierlichsten Weise von der Bevölkerung begrüßt.

18. März 1813.

Einzugsjubiläum in Hamburg.

Zettenborn besetzt mit seinen Kosaken Hamburg. Ueber seinen Einzug

geben wir einen Bericht des damaligen „Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten“:

„Gegen Mittag hielt Oberst Zettenborn an der Spitze eines russischen Korps seinen Einzug in die Stadt. So lange Hamburgs Wälle stehen, war solch ein Tag der Freude nicht erlebt worden. Nur die Befreiung von einem so langen und schmachvollen Joche konnte so unendlichen Jubel erzeugen. Bis auf 2 Meilen vor Hamburg waren gegen 30 Bürger den russischen Truppen entgegen geritten, um ihre Führer zu sein. Eine halbe Meile waren die Einwohner den Truppen entgegen gekommen und füllten rechts und links alle Wege, Häuser und Gärten. Ein fortwährendes Hurra begleitete den Zug, während die Kosaken ihre Nationallieder sangen. In einiger Entfernung von der Stadt überreichte eine Deputation die Schlüssel. Im Tore selbst befanden sich drei weißgekleidete Mädchen den Obersten unter freundschaftlicher Begrüßung, und der bis dahin außerordentliche Jubel steigerte sich zu einer Begeisterung, die alles mit sich forttrieb. „Wivat Alexander, unser Erretter und Erlöser!“ und wieder Hurra riefen viele tausend Stimmen ohne Aufhören, daß die Luft erzitterte. Von allen Seiten drängte das Volk heran und schmückte die Pferde der voranreitenden Offiziere mit Zweigen, die Damen warfen ihnen Blumen und Kränze zu. Viele sah man vor Freude weinen, Bekannte und Unbekannte umarmten sich und wünschten sich Glück, diesen Tag erlebt zu haben. Alles schien verdrückt und in Entzücken berauscht. Noch einmal: so lange Hamburg steht, ist solch ein Jubel nicht erlebt worden. Des Abends war die Stadt erleuchtet. Als der Oberst von Zettenborn aus dem Theater weglief, spannten ihm die Bürger die Pferde aus und zogen ihn nach Hause, wo sie ihn im Triumph auf ihren Schultern aus dem Wagen trugen.“

In einer Proklamation setzt Zettenborn im Namen des russischen Kaisers die alten republikanischen Behörden wieder ein und ruft die „deutschen Männer und Weiber“ der Stadt zu den Waffen. Eine Bekanntmachung fordert, ihm alles französische Staats- und Goubernementsvermögen, das noch in der Stadt sei, binnen 24 Stunden anzuzeigen. Eine zweite Bekanntmachung gibt den Seehandel mit England und allen Staaten, mit denen Rußland sich nicht im Krieg befindet, wieder frei.

Zur Deutschenhebe in Frankreich

wird der „Tägl. Rundsch.“ geschrieben: Welche seltsamen Blüten der fabelgerühmte, französische „Espirit“ augenblicklich treibt, zeigt die französische Presse Tag für Tag. Beim Lesen dieses hirnlosen Geschreibsels muß man sich unwillkürlich fragen, ob die Verfasser, die die Deutschen so „liebevoll“ zu zeichnen verstehen, einem Kulturvolke — unsere weissen Nachbarn wähen überdies noch, das einzige Volk zu sein, das wahre Kultur besitzt — angehören oder einer Horde ungebildeter Vuben. Eins ist sicher, es wird das geschrieben, was der Leserkreis verlangt, und ich weis aus eigener Erfahrung, daß die erdrückende Mehrheit des französischen Volkes eine derartige schamlose Deutschenhebe nicht nur billigt, nein, auch außerordentlich schön und geistreich findet. Während meines mehrjährigen Pariser Aufenthaltes, der mich mit den verschiedensten Bevölkerungsklassen in Verührung brachte, habe ich nur zu häufig das Gefühl gehabt, eine Schar großer, schlecht erzogener Kinder, nicht aber ein reifes Volk vor mir zu haben. Große Kinder, die eher Mitleid, denn die Rute verdienen. Der große Deutschenhaß, in dem sich alle Schichten des französischen Volkes — nicht etwa nur einige überheißige Chauvinisten — gefallen, wird nur noch durch eine geradezu beispiellose Unkenntnis alles Deutschen übertroffen. Daß junge Franzosen, die die Pariser Volksschule ordnungsmäßig absolviert haben, Danzig nach Sibirien verlegt, seht mich nicht weiter in Erstaunen. Ich bin an weit stärkere Kost gewöhnt. So richtete ein Malter der Pariser Börse an einen am Seestrand ansässigen Deutschen ganz ernsthaft die Frage, ob es in Köln am Rhein schon Hotels gäbe. Dies geschah nicht etwa vor einem halben Jahrhundert, wie man vielleicht meinen könnte, nein, vor nur zwei Jahren. Der gute Mann hatte eine Reise nach Köln zu machen. Welch unangenehmer, ja peinlicher Gedanke, ins Land der Barbaren, die ja, nach Ansicht des Durchschnittsfranzosen, von Pferdefleisch, Sauerkraut und ungeheuren Mengen von Bier ihr häßliches Dasein fristen. Daher ist seine bange Frage, ob es in Köln schon Hotels gäbe. Und dabei ist in Betracht zu ziehen, daß der Fragesteller dem so einflussreichen Kreise der vereideten Malter angehört, die in der französischen Republik, wo Geld bekanntermaßen den Hauptmachtfaktor bildet, eine besonders große Rolle spielen. Die höchsten Staatsämter stehen ihnen offen. Es sei nur an den kürzlich verstorbenen Kriegsmini-

ster Bertheaux erinnert, der einst auch in den Nationalkonventen gestanden hatte.

In diesen Tagen jagt eine patriotische Kundgebung die andere; nie darf die verlebende Spitze gegen Deutschland fehlen, ob man nun in Paris vor dem Straßburger Denkmal oder in Nizzas Straßen sich begeistert. Aus tausend Kehlen, gerade wie vor 42 Jahren, tönt der Ruf: „A Berlin, a Berlin!“ — Hat Frankreich vergessen, daß ihm dieser Ruf schon einmal einen Kaiser, zwei Provinzen und fünf Milliarden gekostet hat? ...

Siebenfaches Todesurteil im Sternidel-Prozess.

Nach fast dreistündiger Beratung haben die Geschworenen von Frankfurt a. O. am Sonnabend das Schuldig des Mordes über die Verbrecher von Ortzig gesprochen, und der Gerichtshof hat auf Grund dieses Wahrspruchs August Sternidel und zwei seiner Mitschuldigen zum Tode verurteilt; der vierte Angeklagte entgeht seiner Jugend wegen dem Nichtheil. Das Urteil des Gerichts lautet:

Der Angeklagte August Sternidel wird wegen Mordes in drei Fällen in Latein mit schwerem Raube dreimal zum Tode und wegen Brandstiftung zu fünf Jahren Zuchthaus sowie zur Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt.

Die Angeklagten Georg Kersten und Franz Schlienz werden wegen Mordes in zwei Fällen in Latein mit schwerem Raube zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt. Die Kosten des Verfahrens tragen die Angeklagten.

Ueber den Schluß der Verhandlung wird noch berichtet:

Drei Stunden hatte der Redekampf um Sternidel und Genossen gewährt. Ueber den Haupttäter waren die Akten von Anfang geschlossen. Seine himmelschreienden Verbrechen ließen auch seine Verteidiger Worte des Abscheus finden. Vor die drei jugendlichen Helfer breiteten die Verteidiger schüßend ihre Hand. Die Unerfahrenheit, der Leichtsinns dieser Burken sollten diese, so baten die Fürsprecher, vor dem äußersten bewahren. Mit eindringlichen Worten warnte der erste Staatsanwalt Geheimrat Raumann die Geschworenen vor irgendwelcher Schwäche. Das entsetzliche Verbrechen müßte durch alle Angeklagten nach Maß und Gerechtigkeit gesühnt werden. Es sei nicht das Recht der Geschworenen, Gnade zu üben. Während dieser vernichtenden Rede sah Sternidel unbeweglich, das Auge geradeaus gerichtet. Sein finstres Gesicht blieb vollständig unerschüttert, seine Helfer aber packte das Grauen, sie beugten ihr Haupt tief in die Anklagebank, so daß sie vom Zuschauer nicht gesehen werden konnten, und weinten bitterlich.

Draußen lachte Frühling und goldener Sonnenschein, als der Vorjüngling Sternidel das letzte Wort verstellte. Elastisch erhob sich nun der Aufseher. Ohne Zittern und schwankender Stimme suchte er einige tatsächliche Feststellungen des Kommissars Raffe, die ihn bejahten, zu berichtigen. Seine Helfer wußten nur weinerlich zu sagen, daß sie die schwarzen Pläne Sternidels nicht getannt hätten.

Um 6 Uhr begann die Rechtsbelehrung der Geschworenen. Dann zogen die Geschworenen sich zur Beratung zurück, erschienen aber um 7½ Uhr wieder, um sich eine Rechtsbelehrung über die Begriffe Mittäterschaft und Beihilfe zu erbitten, und verschwanden darauf wieder. Inzwischen hatte sich das Bild im Saale stark verändert. Die Ruhe war der Erregung gewichen. Zwischen den Schreibern standen Scharen von Zuschauern, die im letzten Augenblicke in den überfüllten Saal gelaufen wurden. Um 9½ Uhr betreten die Geschworenen wieder den Sitzungssaal. Nun eine lange, atembeklemmende Pause! Alle Zuhörer erheben sich. Mit feierlicher Stimme verkündet der Obmann das Urteil, das Sternidel in drei Fällen, die übrigen Angeklagten in je zwei Fällen des Mordes sowie des gemeinschaftlichen Raubes schuldig sprach. Die Angeklagten werden in den Saal geführt. Sternidel ist um einen Hauch bleicher geworden, die Gesichter der übrigen sind sahl und verzerrt. Mit tief gesenktem Haupte hören alle den Antrag des Staatsanwalts Mathias. Er fordert gegen Sternidel wegen der drei Morde ein dreifaches Todesurteil, wegen der Brandstiftung fünf Jahre Zuchthaus und Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte. Gegen den noch nicht 18 Jahre alten Willi Kersten beantragt er wegen Mordes in zwei Fällen und vorfälliger Tötung unter Verletzung mildern-der Umstände 15 Jahre Gefängnis; gegen Georg

Kersten und Franz Schlienz wegen zweier Morde und vorfälliger Tötung je zweimal die Todesstrafe und je fünf Jahre Zuchthaus sowie Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte. Wiederum eine lange, beklemmende Pause bei drückender Temperatur! Selbst erregt und bleich verharret das gesamte Publikum stehend. Sternidel sitzt unbewegt da, während seine Helfer völlig niedergebrosen auf dem Boden des Anklageraumes kauern. Der Gerichtshof verkündet um 10½ Uhr abends das eingangs gemeldete Urteil. Nach Verkündung des Urteils wurde der Saal sofort geräumt. Das Publikum entfernte sich erschüttert und stillschweigend.

Die drei jüngeren Angeklagten brachen fassunglos zusammen, während Sternidel das Todesurteil entgegennahm, ohne mit der Wimper zu zucken. Auf die Frage des Vorstehenden, ob er etwas auf das Urteil zu sagen habe, antwortete Sternidel mit einem rauhen und barschen Nein. Die Angeklagten wurden dann gefesselt abgeführt.

Sächsisches.

Hohenstein-Ernstthal, 17. März 1913.

Der Gesundheitszustand in den größeren, über 15 000 Einwohner zählenden Orten des Königreiches Sachsen war im Monat Januar d. J. recht günstig. Die tägliche Durchschnittsterblichkeit war geringer als im Vormonat und auch geringer als in den Januarmonaten sämtlicher früheren Jahre des neuen Jahrhunderts; sie erreichte nicht ganz die mittlere Sterblichkeit aller gleichartigen deutschen Orte. Für die Gesamtsterblichkeit (auf tausend Einwohner und auf das Jahr berechnet) ergibt sich nachstehende Reihenfolge der sächsischen Orte: Pirna 22,7, Delsnitz i. E. 20, Limbach 19,2, Meißen 18,7, Zwickau 17,6, Weiden 17,5, Reichenbach i. B. 15,7, Glauchau 15,5, Annaberg 14,8, Dresden 14, Schönefeld 13,8, Chemnitz 13,7, Meerane 13,3, Crimmitschau 13,2, Leipzig 13,2, Hohenstein-Er. 13,1, Plauen i. B. 13,1, Zittau 12,9, Freiberg 12,3, Aue 12,1, Döbeln 11,8, Riesa 11,1, Bautzen 10,9, Wurzen 10,4, Mittweida 8,9, Falkenstein i. B. 8,2. Die Säuglingssterblichkeit war im Vergleich zur Zahl der Lebendgeborenen am größten in Plauen i. B., Zittau, Hohenstein-Er., Annaberg, Wurzen, Reichenbach i. B., Glauchau, Delsnitz i. E., Zwickau; dem sächsischen Durchschnitt ungefähr entsprach sie in Crimmitschau und Falkenstein i. B., und am geringsten war sie in Döbeln, Bautzen, Meißen, Schönefeld, Riesa, Meerane, Dresden, Pirna, Leipzig, Freiberg.

Der Geschäftsverkehr bei den sächsischen Sparkassen im Oktober, November und Dezember 1912 läßt nach einer Mitteilung des Kgl. Sächs. Statistischen Landesamtes die auffällige Tatsache erkennen, daß die Rückzahlungen die Einzahlungen stark überwogen, besonders in den letzten zwei Monaten des verfloffenen Jahres. Diese vom Statistischen Landesamte bearbeitete Uebersicht läßt überhaupt einen bemerkenswerten Einblick in die gegenwärtige wirtschaftliche Lage zu. Gegen das Jahr 1911 sind die Einzahlungen im Oktober um rund 5000 gestiegen, dagegen im November um rund 27 000 und im Dezember um rund 23 000 gefallen. Die Rückzahlungen 1912 übertrafen die des Vorjahres im Oktober um rund 17 000, im November um fast 37 000 und im Dezember um rund 13 000. An Warbeständen hatten die sächsischen Sparkassen zusammen im Oktober 1912 6 027 482 Mk. gegen 6 948 413 Mk. im Oktober 1911, im November 1912 5 435 279 Mk. gegen 6 803 141 Mk. im November 1911, und im Dezember 1912 12 005 400 Mk. gegen 12 439 746 Mk. im Dezember 1911. Die Kriegsfurcht und Unsicherheit der wirtschaftlichen Lage spiegelt sich in den vorstehenden Zahlen deutlich wider.

Ueber die Einkommen in Sachsen und deren Steigerung innerhalb 30 Jahren gibt die amtliche Statistik recht interessante Auskünfte. Es stieg die Zahl der eingeschätzten physischen Personen, die bis zu 1100 Mk. Einkommen hatten, von 852 875 im Jahre 1878 auf 1 381 170 (das sind 61,07 Prozent in Städten und 76,09 Prozent in Landgemeinden). Die Zahl der Personen mit einem Einkommen von 1100 bis 2200 Mk. stieg von 101 833 auf 481 252 (27,26 Prozent und 18,95 Prozent), derjenigen mit Einkommen von 2200 bis 3300 Mk. von 49 767 auf 153 050 (9,93 und 14,49 Prozent), mit Einkommen von 3300 bis 26 000 Mk. von 5506 auf 17 970 (1,30 und 0,37 Prozent), mit Einkommen von 26 000 bis 54 000 Mk. von 173 auf 1062, mit Einkommen über 100 000 Mk. von 132 auf 572. Von den letzten drei Kategorien entfallen auf die Einwohner in Städten 0,34 Prozent, in Landgemeinden 0,10 Prozent. Im Jahre 1908 gab es ferner noch 5 Personen, die zwischen 500 000 und 1 000 000 Mk. und 2, die darüber hinaus